

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau
Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 5 (1866)

Artikel: Die Waldgräber zu Unter-Lunkhofen
Autor: Rochholz, E.L.
Kapitel: 2: Lage und Abdeckung des Grossen Heidenhügels
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-3539>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Id.	Ulricus, miles, dictus de Lunkoft.
V Kal. Jun.	Rud., miles de Lunkoft.
August. V Kal. Sept.	Adelheit, uxor Hugonis militis de Lunkoft.
Novembr. XVII Kal.	Heinricus miles de Lunkoft.
X Kal.	Berchta uxor Rud. dicti de Lunkoft.
Decembr. III Kal. Jan.	Hugo miles de Lunkoft.

Aus dieser Namensreihe wird ersichtlich, dass sich seit dem 13. Jahrhundert zu Lunkhofen ein Dienstmannengeschlecht geltend macht, welches seine Ritterbürtigkeit aus dem auf diesem Hofe verwalteten Meieramte geschöpft haben wird und sich deshalb auch Ritter und Schultheissen von Lunkhofen nennt. Dasselbe bürgert sich im gleichen Jahrhundert zu Zürich ein, wird daselbst, weil adelig, auch rathsfähig, schwingt sich in's städtische Schultheissenamt und soll daselbst, nach Leu's Helvet. Lexikon, um's Jahr 1360 erloschen sein. Seine Amtsnachfolger im Vogt- und Schlossrechte zu Lunkhofen wurden die Herren von Trosberg, deren einer, Johannes von Trosberg, als Bürger von Zürich 1414 das Meieramt sammt den Gerichten zu Lunkhofen käuflich an die Stadt Bremgarten abtrat. Den Namen lun | chuft leite ich ab von Luninc | hoven, dat. plur. zu den Hofstätten der Luninge, Abkömmlinge des Luno. Dies ist der Name des Zeugschmiedes, der den Achsen-nagel und die an ihm in die Höhe gerichtete Stemmleiste des Rüst-wagens schmiedet, wie eine Glosse des 9. Jahrhunderts zeigt in Graffs Diutisca 2, 172: Luni, humeruli, qui in extremitate axis fiunt, ne de eo rota labatur. Wir nennen den Achsennagel (nhd. Lünse und Leuse) aargauisch lun und lung; der patronymisch davon ableitende althochd. Mannsname Luning steht verzeichnet in Graffs Sprachsch. II, 222. Die hier zu Lande ungewöhnliche Namensendung -uft, statt hoven und huobe, verhält sich wie mhd. hufbein zu nhd. Hüftbein, hüffe zu mundartl. huft (masc.), mhd. hiefe (Hagebutte) zu Hifte; und die württembergischen Oerter Buschhöfte und Grauhöfte erweisen alemannisch die gleiche Bildungsform.

2. Lage und Abdeckung des Grossen Heidenhügels.

Der Gemeindewald von Unter-Lunkhofen liegt auf dem Rücken eines am rechten Reussufer zwischen Bremgarten und Islisberg stundenweit hinstreichenden und stundenhohen Bergzuges. Als das

Leichenfeld einer vorzeitlichen Völkerschaft und als der Schauplatz unserer nachfolgenden Mittheilungen ist derselbe nach den Namen seiner Waldparzellen, Gemarkungssteine und Quellen hier voraus zu betrachten. Zu diesem Zwecke durchgehen wir ihn von seiner nördlichen Höhe thalwärts. Der oberste und hinterste Bergforst ist das Litzibuch, eine 40 Juchart grosse Waldung, welche die Grenze bildet zwischen dem Gemeindebann der Dörfer Lunkhofen und Arni, und zugleich zwischen den Kantonen Aargau und Zürich. Das Buch bezeichnet sprachlich den Buchenwald, das Litzi oder Letzi die Grenze. Ein alter Markstein daselbst heisst das Landherrenstöckli, so wie eine etwas tiefer unten an einem Kreuzweg liegende Waldmarchung Kriegsherrentannen. Der Name Litzi reicht daselbst noch weiter; er bezeichnet den ganzen Flurbezirk längs des Bergrückens bis zum Dorfe Jonen und an die dorten laufende Kantonsgrenze, und steht so schon in dem Jahrzeitbuch der Kirche von Lunkhofen verzeichnet. An den Forst Litzibuch stossen die beiden Waldungen Mordkriegshau und Schwarzwasser. Jener erstere, so gewalthätig klingende Name, so wie die Markung Kriegsherrentannen, ermässigt sich vermuthlich zu einem Hau im Morthalengriet, d. i. ein mit Riedgras bewachsenes Sumpfland, in der Mundart collectivisch Griet genannt; dieser Wortableitung gemäss stossen beide, der Kriegshau und die Kriegstannen, an das Litzibucher-Moos. Der andere Waldtheil Schwarzwasser ist nach einer dorten nordwärts entspringenden Quelle benannt; Schwarz gilt in der Mundart gleich Norden; die Schwarzbise ist der Nordwind. Diese nie versiegende Quelle gibt einer benachbarten hübschen Waldmatte den Namen Brännli, geht am Saume des Bärhauses und dessen Grabstätten vorüber, wo sie einst zu den Leichenwaschungen und zum Kochen der Leichenmahle gedient hat, umfliesst darauf noch die zwei letzten Grabhügel, die jetzt nackt draussen auf den abgeholzten Rûchäckern liegen, und kommt durch ein langgewundenes tiefes Tobel als Bächlein ins Dorf herab. Aus jenen beiden Hinterwaldungen gelangt man in den südwestlich streichenden Hau Dachsenlei, d. i. Lehmgrund der Dachse; diese Thiere mögen hier besonders gehaust haben, ihr Bau wird uns auch bei der Abdeckung des Grossen Heidenhügels wieder begegnen. Eine wallartige Böschung, eine halbe Viertelstunde geradlinig hinziehend, grenzt den Dachsenlei gegen den Vorwald ab. Letzterer, in welchem die zu besprechenden Grabhügel liegen, heisst Bärhau; südlich und östlich umgeben ihn Bergmatten und Neubruchsfelder. Auf der südlich anstossenden,

sieben Juchart haltenden Bärmatte soll seit Menschengedenken ein Hofbauer Bär gewohnt und jenem Waldtheil seinen Namen gegeben haben. Der Wald aber und die sicherlich erst spät ausgestockte Bärmatte sind wohl beide nach ihren „bärhaften Bäumen“ zu benannt, wie die hier noch vereinzelt stehenden Eichen und Buchen in den Urkunden herkömmlich genannt werden. Nordwärts dieser Bärmatte und hart im Winkel der daselbst hingehenden Gaugrenze liegt ein erratischer Block; an ihm hat vor etlichen Jahren schon ein bei unseren diesmaligen Nachgrabungen behülflich gewesener Arbeiter in kaum 3 Schuh Tiefe ein Menschengeriippe aufgefunden. Am östlichen Saum des Bärhauses beginnt Neubruchland, das wegen seines rauhen Bodens Rûchacker heisst und erst seit einem Menschenalter abgeholzt ist. Auf seiner Höhe liegen zwei Grabhügel dreiseitig eingegrenzt, oben vom Waldsaume und einem mit dem Schwarzwasser daran hinziehenden Hohlwege, unten von der Absenkung des Berges und den beginnenden Kornäckern. Das eine Grab zunächst dem Bärhau hat 80 Fuss Durchmesser und 10 Fuss Höhe, das andere 60 Fuss Durchm. und 8 Fuss Höhe. Man hat beide ehemals versuchsweise einmal bepflügt und mit Schutt befahren, nun sind sie wieder übergrast. Ihre Oberfläche ist mit Hunderten von grossen Flussskieseln bedeckt, die wahrscheinlich aus den inneren Umfassungsmauern dieser Gräber stammen und vom Pfluge oder von den Schatzgräbern hervorgewühlt sind. Solcherlei Grabkiesel werden uns nachher noch besonders beschäftigen. Wie man schon öfter den landschaftlichen Sinn wahrgenommen hat, den die Vorzeit durch die schöne Lage der zu ihren Grabstätten ausgewählten Plätze zu erkennen gibt, so trifft dies namentlich auf diesem Punkte zu. Hier und auf der benachbarten Waldblösse, welche Alteheini heisst *), geniesst man eine Aussicht, die unter die touristisch berühmten gezählt zu werden verdient. Man steht dem Rigi und Pilatus gerade gegenüber, sieht den Spiegel des Zuger- und Vierwaldstätter-Sees aufschimmern und blickt in die feierliche Pracht der Hochalpen hinein: die Thäler der Lorze, Jone, Reuss und Bünz liegen weithin aufgethan zu

*) Heine, heini drückt in den aargauer Ortsnamen das Haus und Heim aus. Heine heisst eine Parzelle der Gemeindewaldung von Aristau (Freienamt); Bruderheine, eine Parzelle im Hochwalde Gättibuch, Gem. Schinznach, wo zur Zeit der Königin Agnes Beginen und Begarden einsiedlerisch wohnten. Heinemüggel ist der Name der Haus- oder Herdgrille. Heinerüti, eine Hofstatt bei Bremgarten; Heinifest, eine solche in der Gem. Hornussen; Heingert, ein Waldschlag der Gem. Eltingen.

unseren Füßen und streben dem Jura zu, dessen blaue Kette die Landschaft nordwärts einrahmt. Man wendet sich um und betritt schon mit dem nächsten Schritte die Gräber im anstossenden Walde.

Der Bärhau enthält vierzig abgezählte Grabhügel, die mit der um ihre Sohle kreisförmig gezogenen Steineinfassung und mit den Felsklötzen auf der Grabspitze erkennbar auf dem schattigen Waldboden sich abheben. Davon sind seit einem Jahre fünf geöffnet, zwei förmlich durchgründet worden. Noch fünf andere zeigen Spuren älterer, jedoch bloss oberflächlicher Anschürfung, alle übrigen scheinen noch unberührt dazuliegen unter dem Schutze ihrer mächtigen Decksteine. Darunter befinden sich Grabkegel bis auf 25 Fuss Durchmesser und hart neben ihnen Hügelchen von bloss 9 Fuss und weniger.

Nachdem der Vorstand unseres historischen Vereins diese Grabstätten verwichenen Sommer besichtigt und damals ein grösseres Grab bis auf den Grund abgedeckt, ein kleineres nur äusserlich untersucht hatte, wurde beschlossen, den grössten Hügel des Waldes sofort in Angriff nehmen zu lassen. Wir nennen ihn seitdem den Grossen Heidenhügel. Derselbe misst von der Spitze bis zur Sohle 23 Schritt, sein mittlerer Durchmesser beträgt also 60, sein unterster 90 Fuss. Nach dem Mafsstabe gemessen ist die Höhe des Hügels 12 Fuss. Seine Basis umgibt noch der ursprüngliche Kranz von etwa hundert Geschieb- und Findlingssteinen, unbehauen, dick übermoost, zwei Fuss hoch aufgestellt, eng an einander schliessend. Fünfhundert Stämme alter und junger Hainbuchen und Aspen bedecken den Hügel, darunter aber auch als Zeugen des frühern Waldbestandes zwei stattliche Tannen von achtzig, und zwei Eichen von etwa hundert Jahren. Ihre Wurzeln waren, wie sich nachher auswies, bis auf zehn und mehr Fuss Tiefe ins Grab hinabgedrungen und hatten die Schädel der zu unterst Liegenden erreicht; ein entscheidendes Zeugnis, dass die Grabstätte, unbeschädigt durch Schatzgräber und ungeplündert durch Todtenräuberei, eigentlich jungfräulich in unsere Hand gekommen war. Eine trichterförmige Grube auf der Spitze rührt, wenn nicht von einem ausgestockten Baume, wohl von dem ehemaligen Gipfelpfeiler her, bei dessen Abwerfung der Boden mit aufgerissen worden ist. Daher muss es auch kommen, dass man an dieser nicht völlig überwachsenen Stelle Scherben von Grabgeschirr mit der Hand schon aus dem Boden wühlen konnte.

Um aber dem Leser auch einen Einblick in die Mühsal zu geben, einen solchen Hügel zu bewältigen, so sei allein die Be-

merkung vorausgeschickt, dass zu seiner Durchgründung zehn Sommertage lang mit je 10—13 Mann von 6 Uhr Morgens bis Abends gearbeitet worden ist. Die kleinen Bäume mussten gefällt, die grössten umgangen werden, im Hügel selbst mussten zweierlei Umfangsmauern durchbrochen, in seiner Tiefe die unterste Steinbettung abgetragen und herausgeschafft werden — sie allein macht manches Fuder Steine aus; und während man an diesen cyklopischen Lasten sich müde hieb und hob, durfte zugleich keine Schaufel Erde ununtersucht bleiben, um bis auf die einzelne Stecknadel und Haselnuss hinab Alles aufzulesen, was das Fundverzeichniss nun enthält.

Um an Zeit und Lohn zu sparen, wurde das Grab oben und unten zugleich in Angriff genommen. Sechs Fuss über dem ebenen Waldboden begann man von beiden Seiten, auf Süd und Nord, einen Stollen von 16 Fuss Breite zu schlagen und ihn gegen die Mitte auf 16 Fuss Tiefe hinabzuführen, noch 2 Fuss tiefer als die Urbodenschicht. So von unten nach oben den aufgetragenen Lehmhügel durchgründend, ergab es sich, dass derselbe innerlich mit zweierlei verdeckten trockenen Ringmauern concentrisch umgürtet ist, beide von gleicher Mächtigkeit, beide in gleicher Entfernung über einander liegend, beide aus Geschiebsblöcken von Gneis und Granit bestehend, in den Fugen mit Steinplatten geschlossen und mit Flusskieseln verkeilt. Die unterste, welche 6 Fuss über dem ebenen Waldboden beginnt, liegt 2 Fuss tief im Hügel, hat 3 Fuss Breite und wendet ihre 4 Fuss hohen Klötze geneigt gegen das Innere hinein. Es ist also eine Strebemauer, die den aufgetragenen Berg in seinem Innern nicht bersten, in seinen Flanken nicht abstürzen, von Regen und Schnee nicht verwaschen lässt. Die zweite Umfangsmauer, 9 Fuss vom ebenen Boden entfernt, 3 Fuss ab von der untern Mauer und 3 Fuss nach innen liegend, hält 3 Fuss in der Breite und 2 in der Höhe. Der Zweck beider Mauern ist deutlich. Sie helfen den Innenraum zur Anordnung der Leichenbrände ebenen und befestigen, gewähren ebenso den innenan beerdigt Liegenden den Schutz einer Gruftmauer, durch die kein wildes Thier hindurchwühlen kann, und sind nach aussen, wie das umwohnende Landvolk es von jeher benennt, eine starke Schanze. Sie vertreten also zugleich die Mauern eines Friedhofes mit seinen Familiengrüften, und eines widerstandsfähigen Schanzwerkes. Den Kern und Mittelpunkt dieser Bauten macht in 14 Fuss Tiefe ein Lager wilder Steinklötze und Findlingsblöcke. Diese mussten zerschlagen, stückweise heraus-

gerollt und auf der Bahre herausgetragen werden; nun liegen sie wie eine Steinwüste draussen um die Flanken des Hügels. Erst unter diesen Blöcken hört der von einem entfernten Orte hergeführte Sand- und Lehmschutt auf und beginnt jener rauhe natürliche Boden, wie er sich ausserhalb des Waldes auf den Almendgütern vorfindet und also unsern damaligen Arbeitern leicht erkennbar gewesen ist. Bis auf diese Tiefe von 16 Fuss senkrecht niedergrabend, hatten wir zehnerlei auf einander liegende Brandschichten und gleichzeitige Leichenbettungen abgedeckt und dieselbe Zahl nachher auch bei dem zweiten in's Kreuz gemachten Durchschnitte wiederholt gefunden.

Man wird in diesen dreifachen Steinzäunen des Grabes ein uraltes Symbol zu erblicken haben. Das dreimalige Umgehen, Umreiten, Umtragen und Umwallen eines zur Feier, zum Zauber oder Opfer bestimmten Platzes geht durch alle Sagen und Bräuche. Indern und Kelten ist es gemeinsam, den umkreisten Gegenstand mit der dreifach wiederholten Macht der eigenen Persönlichkeit wie mit einer Zauberkette einzuschliessen. Vgl. Kuhn, Nordd. Sag. 470; Grimm, Myth. 971. Die Schlossjungfrau zu Wölfliswyl will dreimal um die Kirche getragen, diejenige zu Tegerfelden dreimal geküsst, ihre Burgzinnen sollen dreimal umritten sein. Man vergleiche hierüber die beiden Sammelwerke der Aargauer Sagen und der Naturmythen. Selbst im Volksliede kehrt es wieder: „Es wuchsen drei Lilien auf ihrem Grab.“ Das berühmte Stonehenge (d. i. Steingalgen) bei Salisbury in Wiltshire besteht aus einem dreifachen Kreise so mächtiger Steinpfeiler, in Form von Trilithen, dass das Volk diese kolossalen Steinmassen den Riesentanz nennt, keltisch Choirchar, englisch Giants' dance; auch dieser heidnische Steinbau liegt in der Mitte von zwei- bis dreihundert vorzeitlichen Grabhügeln. Nilsson, Skandinav. Ureinwohner. Nachtrag, zweites Heft (1866), pag. 67 und 73.

Von der Spitze des Hügels aus begegnete das Grabscheit schon auf anderthalb bis zwei Fuss Tiefe der ersten Brandschicht. Der Lehm ist hier mit feinem Sand schichtenweise gemengt, mit kleinen Kohlenstücken und schwarzem Moder dicht und gleichförmig belegt, der unmittelbar darunter liegende Lehm Boden von der Glühhitze ziegelroth; die Kalksteine rothgebrannt, die Sandsteine schwarzgrau und zum Zerreiben mürbe. Alles hat in einer mächtigen Flamme gelegen, Alles ist mit einer Menge Scherben von Schwarzgeschirr grösster Sorte überstreut, übrigens aber gänzlich urnenleer. Die vielen kleinen Kohlenstückchen, die hier in dem Wurzelwerk des

Waldbodens festhiengen, veranschaulichten uns den bekannten Satz des Aberglaubens, man finde um Johanni Mittags unter den Kletten- und Beifusswurzeln Kohlen, die gegen allerlei Krankheit schützen. Ein grosser kugelrunder Rollkiesel aus der Reuss lag mit Asche bekrustet neben gelblich weissem Beingestäube; ein calcinirtes Einzelknöchlein davon wies sich als der Theil des Felsenbeins eines Erwachsenen aus, und ein in diese Asche niedergelegter thönerner Spinnwirtel erklärte, hier sei das Grab einer Frau. Sie war auch Mutter gewesen; denn gleich nebenan fand sich ein Flusskieselchen von Grösse und Form eines Spielschussers (Marmorglucker) und dabei auf einem schmal umschränkten Plätzchen die Knöchlein des mit diesem Steinsymbol gemeinten Säuglings. Dies war zu schliessen aus den Stücklein einer feinwandigen papierdünnen Hirnschale und aus dem Umstande, dass sich keine Zähne dazu vorfanden. Luftdicht eingewickelt in den Lehm, zeigte sich auch des Säuglings Halsschnuck; der Letztere besteht aus mehreren winzigen Häuschen der Tellerschnecke, von der Gattung der Planorbis, die in geordneter Reihe dicht an einander lagen, so dass nichts als die ursprüngliche Verbindungsschnur fehlt. Sieben davon wurden ganz erhoben. *) Auf 3 Fuss Tiefe kam die zweite Brandschichte, die jedoch ausser den wiederholten Topfscherben gänzlich urnenleer war und keinerlei Ausbeute ergab. Die dritte Brandschichte auf 4—5 Fuss Tiefe beginnt innerhalb der obern Umfassungsmauer und enthielt die erste ganze Urne Schwarzgeschirr in Form einer bauchig geschweiften, hochhalsigen Kanne, henkellos, rund in Mündung und Stehboden. Sie war vorsichtig bis an ihren Rand in Lehm und geschlemmten Sand eingebaut, wurde auch nicht weniger vorsichtig mittels eigens geschnittener Spateln herausgebohrt und von unten her sacht emporgehoben. Dennoch glückte es nicht, sie unzerbrochen zu erhalten, die schwere, feuchte Lehmerde, mit der sie angefüllt war, hatte sie schon vorher zerdrückt. An ihren innern Flächen klebte calcinirtes Gebein. Unterhalb der beiden Steinwiderlager nahmen die Aufschüttungen von abwechselndem Lehm und Sand dermassen

*) Mehrere hier mit ausgegrabene Gewächse, verkohlt und unverkohlt, hatten wir nach ihrer Form, ihrem Stiel und einer Art Kerngehäuse für Holz- und Mostbirnen gehalten. In unserm Zweifel legten wir diese und andere Fruchtreste zusammen dem gelehrten Herausgeber der Pflanzen der Pfahlbautenperiode vor, Hrn. Prof. Dr. Oswald Heer in Zürich. Seiner einlässlichen Güte haben wir neben mehrfachen Aufschlüssen auch besonders den zu verdanken, dass die vermeintlichen Birnen Wurzel auswüchse, Gallen sind.

rasch zu, dass Karst und Schaufel wie von selbst durch den lockern Boden niedergingen und die Arbeiter sich mässigen mussten, um das zu Suchende nicht schon in Voraus zu zertrümmern. Dachse und Füchse hatten sich diesen Boden schon längst zum Bau gewählt und von der untern Umfassungsmauer aus zwei so tüchtige Höhlengänge gegen die Mitte des Hügels hineingewühlt, dass sie nun unsern Arbeitern zum Aufbewahrungsort ihrer Werkzeuge dienten und ein herbeigekommener Schulknabe den einen bis auf 10 Fuss bekroch. Hier verrieth sich uns zuerst das Erz, das in walzen- und perlenförmigen Stückchen, also in Resten von façonnirten Spangen, zum Vorschein kam. Eben dahin gehört der hübsch gegliederte Bronzeknopf eines muthmasslichen Dolch- oder Messergriffes und ein uns unerwarteter, stark verrosteter Eisenstift. Hier machten sich die Scherben von Rothgeschirr durch ihre Winzigkeit auffallend, sie zeigen einen so kleinen Durchmesser und sind so dünnwandig, dass sie ganz an unsere Puppen- oder Nippgeschirren erinnern. Die Laubstreu, die man bisher nur vereinzelt gesehen hatte, begegnete nun büschel- und klumpenweise, Buchenrinde und verkohlte Aestchen von Hartholz mehrten sich, lauter Anzeichen eines neu bevorstehenden Fundes. Dieser erschien, als wir auf 10 Fuss hinab gelangten und nun mit der Tiefe der untern Umfangsmauer in gleicher Fläche standen. Hier entwickelte sich beim Weitergraben allmählich ein so auffallend branstigherber Dunst aus dem Boden, dass ein Arbeiter etwas wie Leichengeruch zu wittern meinte und halbwegs Miene machte, den Schacht zu verlassen. Ringsum dampfte es gleich der Säure eines frisch aufgewühlten Ameisenhaufens. Es waren die Dünste des Holzessigs, erzeugt in den nicht gänzlich verkohlten Hölzern des Leichenbrandes, eingeschlossen und wieder erstickt mit dem über die Gluthen geworfenen Schutt; nun entwichen sie langsam in der Sonnenhitze des windstillen Julitages. Bald fand sich auch die gewünschte Erklärung: In Masse bedeckten die verkohlten Ueberbleibsel von Schichthölzern den Boden; wir standen an den Resten eines Scheiterhaufens, dessen Mächtigkeit aus der Grösse der zahlreichen Kohlenstücke wohl zu ersehen war, und sammelten das schwarze Gebein einer Frauenleiche auf, die man hieringeäschert hatte. In smaragdgrünem Glanze stach das Erz an mehreren Punkten zugleich aus der dunkeln Erde hervor und gab die Haltung und Gestalt der Leiche deutlich zu erkennen. Sie war mit dem Haupte nach Ost, mit den Füßen nach West gerichtet, die Arme nach beiden Seiten anschliessend; dies zeigten an der Schulter der

Halsring und an beiden Hüftseiten die zwei Handgelenkringe, die im Abstand von anderthalb Fuss Breite von einander aufgelesen wurden. In engem Kreise beisammen lag oben ein Dutzend kleiner Knochenflächen: die Trümmer der Hirnschale; niederwärts einzelne Zähne, kleine zierliche Hals- und Rückenwirbel, in den Wirbelflügeln abgesengt; von Brustkorb, Hand- und Fussknöchlein nichts — ein Beweis, dass der Brand die Leiche am meisten von obenher gefasst hatte, im Rücken aber nicht vollständig durchgedrungen war. Dies und der sichtbare, nachher noch näher zu zeigende Umstand, dass man die noch rauchende Leichengluth mit Erde zugeworfen, diese mit Wasser oder mit Libationen begossen und korbweise mit Fruchtspenden umstellt hatte, sollte für uns zur Quelle der reichhaltigsten und archäologisch seltensten Anschauungen werden. Hier notiren wir diese Einzelheiten vorerst nur rasch.

Ein gegen 2 Fuss Durchmesser haltender fester Erdklotz war dem Haupte zum Kissen gegeben; auf ihm lagen, das Haupt strahlenartig überragend, ringsum die spannenlangen feinen bronzenen Stecknadeln, deren ungewöhnliche Länge Zeugen sind der Haarpflege dieses Volkes. Was vom Haupthaar nicht fliegend getragen wurde, ist um Stirne und Scheitel in doppelter Lockenreihe an solchen langen Nadeln aufgesteckt worden. Bronzebuckeln, von Form und Grösse einer halbirten Wallnuss, welche Zierstücke einer Stirnbinde gewesen, hatten sich von ihrer Lederunterlage abgelöst und mit ihrem hohlen Gussrand gleichfalls dem schwarzen Erdkissen eingedrückt. Der ganze schwere Klotz mit seinem Bronzereichthum wurde vorerst ausgehoben und auf einer Tragbahre in's Dorf hinab geschafft. Zunächst zwischen Kopf und Schulter lag ein Halsring in der Asche, von vierthalf Zoll Durchmesser und einem halben Zoll Dicke. Er war durch die Gluthen in viele Trümmer geborsten und ergab daher statt des grünen Edelrostes nur einen mehlartigen, weisslichblauen Erzstaub. Als man ihn vorsichtig umgrub, zeigte sich's, dass er zolltief und ebenmässig in einer hölzernen Unterlage festsass, entweder künstlich in diese eingelassen, oder beim Leichenbrande erst in dieselbe hinein geglüht. Unter derselben folgten alsbald noch zwei andere gleiche Holzgefache, jedes mit seinem gleichen Halsringe belegt, jedes vom Nachbarfach mittels scharfkantig geschnittener, fingerlanger Spreizhölzchen abgesondert. Sie scheinen die Zargen des Gefüges zu sein und gleichen den Stäbchen eines Korbbodens, die Gefache selbst aber waren glattgelegt und aussenher mit sehr breiten und frischschimmernden Striemen aus Birkenrinde bandartig überlitzt. Von

diesem freilich schon im Brande stark zerstörten Geräthe, das un-
streitig ein Schmuckkästchen war, ist ein ziemlicher Theil der Holz-
stäbchen und des Rindenüberzuges in unsern Händen; das Uebrige,
mit Erde, Asche und Gebein untermischt, ist in einen festen, der
Braunkohle ähnlichen Körper umgewandelt. Man darf schliessen,
Brandasche, Kohlengluth und heisse Schichterde seien mit darüber
gesprengtem Wasser gedämpft worden, und mittels der beim
Leichenbrande verwendeten Harzkuchen habe sich die Masse in
diese zähe Substanz zusammen gebacken. Um jedoch unvorberei-
teten Lesern einen überflüssigen Zweifel über die gemeldete Con-
servirung von handbreiten Stücken Birkenrinde gleich hier zu be-
nehmen, sei folgende Zwischenbemerkung gestattet. Man hat im
J. 1859 bei der meklenburgischen Stadt Schwaan eine Thonurne
ausgepflügt, deren Alter nach den darin gefundenen Münzen sich
sicher auf das Jahr 1030 stellt. Dieselbe war ganz mit Streifen
von äusserst weisser Birkenrinde ausgelegt, die jetzt noch den
Formen des Gefässes sich anschliessen und in sich dermassen zu-
sammenhalten, dass man diese, ohne alle Heftung gemachte, nur
zusammen gelegte Ausfütterung aus dem Gefässe und ganz in
dessen Gestalt herausheben kann. Sie ist in Farbe und Zeichnung
fest und unversehrt, obgleich das Gefäss ungeschützt und mit un-
bedeckter Oeffnung nun über 800 Jahre lang dem Einflusse der
Erdfeuchtigkeit ausgesetzt gewesen ist. Ebenso wurde in der Uker-
mark, zu Herzfelde, 8 Fuss tief im Boden unter Moder eine grosse
Menge unversehrt gebliebener Birkenrinde neben 40 Stück Bronzen
aus der Bronzeperiode erhoben. Lisch, Meklenb. Jahrb. Bd. 26,
244. — Von den drei Bronzeringen des Schmuckkästchens ist ein
Theil der ciselirten Hohlwände und die in diesen steckende höl-
zerne Füllung (wahrscheinlich Weidenholz) vorhanden, alles Uebrige
ist breiter Oxydstaub. Ein Holzstück über Fingerlänge und Dicke,
bis in's Innere grüngefärbt von Bronze, hat zwei geradlaufende,
senkrechte Flächen und zwei Löchlein vom Nagelbeschlag; es ist
also der Holzkern zum Griffe eines gewesenen Bronzewerkzeuges.
Die mikroskopische Untersuchung zeigt Weidenholz. Ebenso fand
sich hier das konische Ende eines fernern Armringes aus um-
geschlagenem Bronzeblech, dessen Schnittseiten nicht über ein-
ander, sondern an einander getrieben sind, gerade so wie jene im
Weissenburger Walde bei Eichstädt in Baiern ausgegrabenen Gold-
ringe geschlagen sind, welche von Mayer 1825 gefunden und be-
kannt gemacht worden sind. Auch hier schaut der Holzkern her-
vor, mit welchem der Ring ausgefüllt war. Niederwärts über den

Thorax war eine Lage kantig geschnittener starker Ruthen wie ein Korbdeckel hergewölbt, worunter ein Gewand in viererlei über einander gefalteten Bauschen vorsah, der Stoff dick wie ein Messerrücken, dem Anschein nach grün und schwarz gewürfelt, so frisch in Farbe und Muster und zugleich so genau nach unserm heutigen Geschmack, als käme es aus dem Schaufenster eines Modeladens. Es blasse zwar schon nach wenig Tagen ab und schrumpfte zusammen, gab aber gerade dadurch seine wirkliche Beschaffenheit zu erkennen. Es findet im Abschnitt 8 seine besondere Beschreibung. Aus den verkohlten Stücken runder Korbböden und den darin enthaltenen Fruchtresten ist zu schliessen, dass an und auf der Leiche etliche Fruchtkörbchen gestanden haben. Unter andern unkenntlich gewordenen Dingen waren dieselben mit Wildfrüchten gefüllt gewesen, deren nunmehrige Bestimmung der freundlichen Bemühung des Hrn. Prof. Oswald Heer in Zürich angelegentlich zu verdanken ist. Darunter ist die kurzfrüchtige Haselnuss, *Corylus avellana ovalis*, mit Schale und Füllung; eine aufgeplatzte Fruchtdecke der Buchnuss; zwei junge Eicheln von *Quercus Sessiliflora*; lauter gleichzeitiges Gewächs, das etwa die Folgerung erlaubt, es sei diese Bestattung in die Zeit des Spätherbstes gefallen. In der Aschenerde und auf den verkohlten Knochen klebten schwarze kleine Sämchen. Das starke Ruthengeflechte der Körbe und die schichtweise darüber geworfene feine Erde ist wohl die Ursache, dass auch diese winzigen und zarten Dinge von den Flammen nicht mit ergriffen wurden. Gleiches gilt von einigen lederähnlichen Trümmern, die in der Form der oben erwähnten bronzenen Stirnbuckeln gepresst oder geschnitten sind und also wohl zur Lederunterlage der Stirnbinde gehört haben. Diese Stückchen zeigen noch grosse Zusammenhangskraft, entwickeln in der chemischen Analyse starke Quantitäten von Laugensalz (Ammoniak), und da sie aus derselben Lage mit einigen feinen Thierhäarchen erhoben sind, so ist der Schluss erlaubt, man habe es hier mit einem thierischen Membran zu thun, mag es nun zum Leder der Stirnbinde oder zur Pelzverbrämung eines Kleides gehört haben. Uebrigens ist es bekannt, dass man in Heidengräbern, neuerlich auch in Meklenburger und Schweizer Pfahlbauten bereits Leder aufgefunden hat; ein dreifaches mit Bronzebuckeln beschlagenes Bruchstück eines Lederpanzers stammt aus dem bei Schwerin gelegenen Kegelgrabe von Peccatel (Meklenb. Jahrb. Bd. 9, 371. Bd. 25, 216). Ein ledernes Pferdezeug mit Bronzebuckeln aus einem Kegelgrabe bei Köthen; und einen im Lippe-Detmoldischen aus-

gegrabenen Schild mit Rindsleder überzogen, zählt Beide Klemm auf, *Alterthumskunde* 129 u. 237. Lederreste erhob Lindenschmit in den Frankengräbern bei Selzen (Lindenschmit pag. 5); ebenso G. von Bonstetten in den Hügelgräbern zu Bernisch Ins (*Notice etc.* pag. 7, 9, 12). Zu unserer fernerer Ausbeute aus der Asche dieser Frauenleiche gehört ein Stücklein strohgelber Bernsteinschiefer; der Bernstein muss also gleichfalls erst nach der Leicheneinäscherung beigelegt worden sein. Unter den Bauschen des Oberkleides verborgen und erst nachmals von uns entdeckt, sass der aus Bronzeblech bestehende, senkrecht niedergehende Breitstreifen des Brustlatzes oder Fürgespenges, und tiefer darunter der Bronzegürtel. Sein Mass ist im Fundverzeichnisse angegeben, seine Ornamentierung auf Bildtafel I und II veranschaulicht.

Wer hätte bei diesem dreifach geglückten Funde eines Schmuckkästchens, eines Bronzegürtels und eines Brustschmuckes nicht unwillkürlich an jene drei gleichen Kleinode denken sollen, die in der Odhinischen Religion eine so bedeutsame Rolle spielen. Ein Schmuckkästchen wird der deutschen Göttermutter Frigg ausdrücklich von der Edda beigelegt, ebenso der Göttin Freyja ein strahlender Brustschmuck Brisingamen; im Gürtel aber wohnt das Vermögen heroischer Stärke, darum ist Brunhildens Gürtel zauberkräftig, und ein angelsächsisch-heidnischer Segensspruch (*Grimms Myth.* 1, *Beschwörungen CXXXI*) betet zum siegverleihenden Wodan also um Stärke:

Ich beschliess mich in diesen Gurt
Und befiehl mich in Gottes Huld,
Ich singe den Siegsgruss, trage den Siegsgrurt:
Dass Wortsieg und Werksieg mir Sicherung gibt.

Während man hierauf diese Leichenbrandschichte ringsum abdeckte, um zu dem schon sichtbaren Steinbette hinab zu graben, auf welchem jene lag, stiess man auf der westlichen Seite auf die Eisenschiene einer Radfelge, breit in den Lehm eingerostet, die nach der Höhe ihrer Schweifung gemessen, zu einem Lastkarren gehört haben wird. Davon ist ein 7 Zoll langes, 1¼ Zoll breites massives Stück sammt den darin steckenden vier Beschlagsnägeln erhoben. Auf der Südseite des Steinbettes, an dessen Abtragung es nun gieng, stand eine Schüssel aufgestellt, ungemein dick und grob gearbeitet, mit Graphit geschwärzt, von besonderer Grösse. Die kreisrunde ungedeckte Mündung, um die sich ein erhabener Wulst zog, mochte etwa zehn Zoll Durchmesser haben, wogegen

das Gefäss nach unten mit einwärts gezogener Wand sich hübsch verjüngte und somit einen verhältnissmässig nur engen Stehboden zeigte. Die Form war durchaus gefällig. Das feuchte schwere Gefäss wurde mit Tüchern gebunden und umwunden, auf ein Brett geschoben und in den Waldschatten zur Abtrocknung hinausgelegt; trotzdem barst es an Licht und Luft langsam und unrettbar aus einander, ehe sich Zeit fand, es vom anklebenden Lehm zu säubern, und abzuzeichnen. Ein paar Schuh drunter in einer Kluft der wilden Steinklötze lag ein vereinzelter Menschenschädel, unverbrannt, so auf sein Cranium hinunter geworfen, dass wir in die Hirnschale wie auf den Boden eines Hafens hineingreifen konnten. Wir umbanden den Schädel in seinen Lehmlagen mit dem breiten Leibgurt eines Arbeiters und liessen ihn ins Dorf hinab schaffen. Ein Backenzahn lag zunächst, dreizinkig, mit halb abgesprengter Krone und -hohl. Aber von dem übrigen, zu diesem Schädel etwa gehörenden Skelet liess sich auch nicht der geringste Theil vorfinden, auch keinerlei Spur von vermoderten Knochen. Dieser befremdende, an Menschenopfer gemahnende Anblick sollte sich gleich noch einmal wiederholen, als ein Granitblock weggeräumt werden musste, der unseren Steinhämmern lange zu schaffen gab. Hier lag ein zweiter unverbrannter Menschenschädel so eng und hart an der scharfen Wand des Felsens, dass man beide nur sehr schwer von einander ablösen konnte, denn der Hieb gegen den grossen Stein durfte den fest daran klebenden Schädel nicht etwa mit sprengen. Dieses Haupt war senkrecht von obenher vollständig durchgeschnitten. Nur das schmale cylinderförmige Hinterhaupt, gänzlich pergamentdünn und abblättern, war vorzufinden, ausserdem von einem mit ihm ins Grab gebrachten Körper keine Spur. Wir hatten hier das erste Exemplar eines Langkopfes, Dolichocephalus. Selbst in den Arbeitern erwachte die Ahnung grausig vollzogener Hinrichtungen, denn wie vom Rumpfe geschlagen, ja eins sogar in zwei Hälften gespalten, lagen hier diese Häupter als Wegwurf zwischen dem scharfen Gestein. Das waren etwa die Unterjochten gewesen, die der herrschende Stamm abschlachtete und in den Grundwall des Erbbegräbnisses zu dessen Festigung warf, oder auch zur Abwehr lang andauernder Seuchen und Hungersnöthen. Darum liegt hier der abgeebnete Thonboden mit den Brandresten jener in ihrem Prunke bestatteten Frau, vielleicht der Ahnfrau einer ganzen Sippschaft, unmittelbar obenauf über diesen zwei versenkten Schädeln. Das Vorkommen solcher vor der Bestattung von ihrem Rumpfe gelösten und neben die Nachbar-

leiche desselben Grabes hingelegten Menschenschädel ist ein durch nicht wenige Fälle bestätigter heidnischer Begräbnissbrauch; vgl. Weinhold, Heidn. Todtenbestatt. 1, 41. — 2, 96. 120. Wichtiger aber ist das Zusammensein der Schädel von zweierlei Menschenracen in einem Grabe, wie es hier vorkommt: des kleinen Rundschädels (der verbrannten Frau), welcher craniologisch der Bronzezeit angehört, und dieses Langschädels, der unter dem Namen des Typus von Sitten (Syon im Wallis) bekannt ist und der Eisenzeit angehört. Man hat nach K. Vogts und Desors Angabe (Aus Sahara und Atlas 1865, 69) neuerlich auch unter einem Dolmen bei Meudon Langkopf und Kurzkopf neben einander ausgegraben, und nach dem Berichte von Lisch (Meklenb. Jahrb. 19, 302) in dem meklenburgischen Kegelgrab von Schwaan den kaukasischen Schädel neben dem der mongolischen, vulgo finnischen Race erhoben.

Je mehr wir von diesem Platze uns entfernend zum nördlichen Ende des Grabhügels gelangten, um so geringer wurde die Ausbeute; an der nördlichen Umfassungsmauer war schliesslich der Boden gänzlich leichenleer. Der Hügel wurde nun in gleicher Dimension und Tiefe von West nach Ost quer durchschnitten und hier abermals bei der untern Umfassungsmauer begonnen. Unterhalb ihrer Aussenwand ergab sich als Erstes eine kleine Urne mit kalcinirtem Kindergebein; für uns ein nun schon sich wiederholendes Zeugniß, dass man Kinder- und Frauenleichen in diesem Hügel noch nachträglich und deshalb auch sehr äusserlich beizusetzen pflegte, nachdem sein Bau schon geschlossen war. An der Innenwand dieser sehr kleinen, bereits in Scherben vorgefundenen Urne klebte weissliche, von Wurzelfasern durchzogene Erde, kreidig abstechend gegen den gelben Lehmschutt des Bodens. Mehrere niedliche Kieselchen und farbige Quarze, geordnet zusammengelegt, waren wohl des Kindes Spielsteinchen gewesen, was zwei würfelförmig geschlagene Feldjaspise, der eine hellroth, der andere braun, andeuten, und übereinstimmend mit diesem Kindertand das dabei gefundene Vogelbeinchen (tibia) eines Langstelzers, letzteres in seinem Markgange grüngefärbt von Bronze-Oxyden. Es schien uns dieses geringe Röhrknöchlein ein schätzbares Zeugniß uralter Gemüthlichkeit, weil es vielleicht ebenso den Lieblingsvogel dieses Kindes bezeichnet, wie die in Thüringer Heidengräbern gefundenen Vogelskelete, welche Weinhold (Todtenbestattung 47) eine sehr alte Beurkundung der in Thüringen herrschenden Vorliebe für Singvögel nennt. So fand auch Lindenschmit in einem Frauengrave des fränkischen Todtenlagers zu Selzen (pag. 4) neben

einem schweren silbernen Armbande ein Vogelgerippe; und ein Vogelschädel hat sich in einem Brandgrabe zu Recherswyl, Kt. Solothurn, neben Ross- und Eberknochen ergeben. Ferd. Keller, Heidengrüb. 52. Sogar Graburnen in Vogelgestalt kommen mehrfach in heidnischen Grabhügeln vor; die Abbildung einer solchen ist zu sehen in Klemms Alterthumskunde, Text pag. 183, Bildtaf. XIV, no. 2.

Als wir auf vier Fuss Bodentiefe die innere Seite der Mauer frei gelegt hatten, häuften sich in rascher Folge die nachgenannten Gegenstände. Drei Bruchstückchen rubinrothes Glas, je mit vier Facetten geschliffen; sie waren wohl zur Füllung eines Ringes oder einer Gewandnadel bestimmt gewesen; ein Ring aus braunrothem Bernstein geschnitten, $\frac{1}{2}$ Zoll dick, in drei grössere und mehrere kleine Stücke zerbrochen. Eine sehr schöne bronzene Gewandnadel, gut anderthalb Zoll lang, deren Nadeldorn durch eine Spiralfeder von fünf Umgängen oben angespannt und unterher von der Rinne der Nadelstange festgehalten wird; letztere endigt in Gestalt einer Fruchtknospe. Fünf wohlerhaltene Bronzeringlein verschiedener Grösse, über deren Zweck als Ringmünzen sich der zehnte Abschnitt mit besonderer Vorliebe erklären wird. Endlich erreichte man den Eigenthümer dieser Habseligkeiten. Das Gerippe eines begrabenen Mannes lag hart innerhalb der Mauer, das Haupt erhöht auf einem Steinkissen, von Nord nach Süd blickend, der Oberleib nach rechts gewendet und den rechten Arm überdeckend, die Füsse nicht gestreckt, sondern leicht gebogen, wie ein ruhig Schlafender; den linken Vorderarm in den Schoß gelegt, noch fest umschlungen vom bronzenen Handgelenkringe und überlegt mit einem petrefakten mächtigen Eberhauer — selbst aber eine kleine, knochenschwache, gegen ihre zahlreichen Rüststücke äusserst kontrastirende Menschengestalt. Sie sowohl, wie die übrigen Gerippe dieses Grabes veranschaulichen vollständig die von A. Morlot auf gleichem Wege erworbene Einsicht, dass das Menschengeschlecht seit der ältesten Zeit fortwährend zugenommen hat an physischer Kraft und Stärke. An der rechten Schulter lag das ausgefallene Gehänge des Ohrenringes: ein sehr vorzüglicher Bronzeguss in Form einer offenen, kegelförmig endenden Henkelvase. Damit ist der Ohrenring zugleich als Männertracht erwiesen. In der Nachbarschaft war auch ein offener Bronzering, ungewiss, ob für das Ohr oder die Finger bestimmt. Neben der Brust war im lockern Lehm ein Geschlinge in einander gebundener feiner Waffentheile, darunter zehn Exemplare oben und unten geöhrt nadel-

dünnere und nadellange Eisenstängel, die wir zu den Stangenketten des Wehrgehänges rechnen. Dazu kommen mehrere concave Eisenstücke, wahrscheinlich Theile von der Schildbuckel, und fünf dreizöllige Eisennägel mit schöngeformten rhombischen Zierköpfen. Zwischen den Füßen war die Gestalt eines Kurzschwertes mit dünnem Griffstiel im Lehm Boden rostroth eingezeichnet, ergab aber nichts als Rosttrümmer. Eine spannenlange Eisenwaffe mit zweischneidiger Lamelle, einer mitten durch gehenden Rippe und dem beginnenden Ansatz einer Schafttröhre kann für beides, Dolch oder Speereisen, gehalten werden; sie wurde beim Aufnehmen durch Ungeschick entzwei gebrochen. Geschirre waren bei dieser Männerleiche gar keine. Nichts an dieser Leiche oder ihrem Beiwerke war der Verbrennung ausgesetzt gewesen. Der vollständig erhaltene Schädel ist arg zugerichtet. Eine Stichwunde dringt durch die linke Schläfe bis aufs Keilbein, in der Hirnschale rollt es wie ein eingeschlossenes Steinchen, die Kinnladen sind verschoben, im Oberkiefer Zahnlucken; den pathologischen Schäden des Hauptes zu Folge wird der Bestattete ein Krieger gewesen und im Kampfe erschlagen worden sein. Das ganze Skelet, mit Schenkel- und Beinröhren, Kniegelenk, Hals- und Rückenwirbel, Rippen, Becken und Handknochen, ist sammt den übrigen schon erwähnten Schädeln verpackt und zur osteologischen Untersuchung abgeliefert worden, deren Ergebniss in diesem Augenblicke noch aussteht.

Unsere Arbeiter fühlten sich durch diese Ausbeute so er-muthigt, dass sie, von hier aus dem Centrum zugrabend, kein Steinchen und Wurzelfäserchen ungezählt liessen. Allein trotz aller spürenden Genauigkeit war nichts mehr aufzufinden, als einmal ein isolirtes Röhrknöchlein und die Wiederkehr der schon vorher nachgezählten Aschen- und Moderschichten. Die Grabstätte war erschöpft. Der eben damals beginnende Kornschnitt rief zudem unsere Arbeiter in ihre gesegneten Eigenfluren ab, uns selbst trieb die Gluth der Juliussonne nach dreizehntägiger Anstrengung heim in die kühlere und bequemere Wohnstatt an der Aare.

3. Lokalsagen über die Lunkhofner Heidengräber.

Nachdem seit dem Jahre 1860 der Vorstand unseres Geschichtsvereins sämmtlichen Gemeindebehörden und Ortslehrern des Kantons gedruckte Formulare übermittelt hatte zur Aufzeichnung aller ört-